

Wochen-Rundschau.

Dr. P. Absonderlich wie das Wetter, das allen sommerlichen Reiseplänen den Garau zu machen droht, sind auch die politischen Zeitläufte. Man merkt fogar nichts von Anzeichen der herannahenden Sauregurkezeit. Fast in allen Parlamenten werden heisse Redeschlachten geschlagen. Bald werden auch die diätetisch-geordneten Abgeordneten des preussischen Landtages sich wieder in dem vielgeschmähten Berlin, dessen Selbständigkeit bald noch mehr durch das Zweiverbandsgesetz eingeengt werden soll, zu löblichem Tun zusammenfinden. Man wird nicht allzu lange tagen. Im Sommer ist der schmucke Bau in der Prinz Albrechtstraße kein allzu seffelnder Aufenthalt und dann muß man — auch als preussischer Abgeordneter — an die kommenden Reichstagswahlen denken.

Trotz aller krampfhaften Versuche der agrarischen Presse die Bedeutung des ersten allgemeinen deutschen Sanjates durch hämische Sticheleien herabzusetzen, es war eine gewaltige Kundgebung des erwerbstätigen Bürgertums. Und der Ruf, der am Montag nachmittag in dem Riesensaal des Sportpalastes unter der vieltausendköpfigen Menge erklang, wird ein kräftiges nachhaltiges Echo werden. Dieser Ruf „Bürger heraus“, der sich von Berlin aus in alle deutschen Gauen fortpflanzte, kann unfern Ueberagrariern noch manchmal in die Ohren gellen.

Auch die Lammesgeduld des Bürgers hat einmal ihr Ende. Das hat sich in Oesterreich gezeigt, wo noch vor wenigen Monaten die Herrschaft der Mehrheit so frohgemut zum Wahlschlaf riefte. Der 13. Juni 1911 ist ein Schicksalstag für die Christlich-Sozialen geworden. Sie haben sowohl in Wien wie in den Provinzen schwere Mandatseinbußen erlitten und in vielen Bezirken, in denen sie seit 16 Jahren unumstritten herrschten, kommen sie in mehr oder minder ausgiebiger Weise zum Vorschein. Eine erhebliche Anzahl ihrer Führer ist auf dem Kampfbahnbahn geblieben, darunter diejenigen Männer, die der Partei am kräftigsten das Brandmal der Reaktion, der Kulturfeindschaft und konfessionellen Beharrlichkeit aufgedrückt haben. Das freibewillige Bewußtsein der deutschen Bevölkerung in Oesterreich ist erwacht. Gewiß, grundsätzliche Veränderungen in der parlamentarischen Gruppierung sind wohl ausgeschlossen. Der Tschekenklub wird an seinen Mandaten nichts einbüßen, der slowakische Verband in aller Stärke wiederkehren, der Polenklub wird nach wie vor für Baron v. Bienerth das Jungklein an der Waage bilden. Gewiß kein allzu leichtes Arbeiten für ihn.

Aber er kann sich mit seinem französischen Kollegen trösten. Der französische Ministerpräsident Monis sucht fast täglich durch eine halbhoftische Verlautbarung die Ministerkrise zu beschwören. Der Champagner, oder vielmehr die Abgrenzung der Champagnerbezirke macht ihm heftige Kopfschmerzen, nicht minder die Vorkämpfer der Spanier. Herr Cruppi mag noch so sehr versichern, daß Frankreich nach Bez mit Billigung der gesamten zivilisierten Welt gegangen sei, die stolzen Spanier werden trotz aller Einsprüche von El Behbeas Lartach und Alfajar nicht so bald räumen. Man wird sich schon in Paris und Madrid wieder verständigen, selbst wenn die Algerias-Akte dabei noch mehr an Wert verlieren sollten. Schon um des englischen Freundes willen, der jetzt zu den Krönungsfeierlichkeiten eifrig rüstet und unter den Gästen auch das deutsche Kronprinzenpaar willkommen heißen wird, wird man sich vertragen. Wer weiß, ob nicht — Herr Delcassé wollte vorbringen — nicht aus der Schule plaudern — längst geheime Abmachungen zwischen Spanien und Frankreich bestehen, die beiden Völkern die gegenseitige moralische Unterstützung sichern?

Es wird ja nie so heiß gegefessen als es gefocht wird. Sah es doch so aus, als ob die albanische Frage zur diplomatischen Plage des Sommers werden sollte.

Schon zu leben oder schön zu sterben nur, gegliedert dem Edlen, Sophokles.

Die Häuser am Berge.

Roman von Peter Galm.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Wie der Hufschlag des Fieles in den Schatten der Freige Klang, sprang Narda auf. Wer konnte hier gehen, wenn Antonio am Schwanz seines müden Tieres im Halbhalbe schon vorübergetrotet war? Narda erkannte in einem Augenblicke, wie das alles gekommen war: die leidende Carmela im Sattel, Elena glotzt vor dem Fieles, der nicht gewohnt war, ihr zu folgen, und den sie nun mühsam hinter sich herschleifte.

„Ist Antonio Soro so faul, daß er mich nicht schiden konnte, dich herauszulassen?“ fragte Narda. „Oder hat er im Wehen so fest geschlafen, daß er mir gar nicht gesehen hat?“

„Beides!“ sagte Carmela leise und warf Narda einen dankbaren Blick hinüber.

„Ich suchte dich, Narda, und fand Carmela in ihrem Wehen“, erklärte Elena. „Beh nicht heim, bis wir miteinander gesprochen haben, Narda Lanta. Hörst du?“

„Soll ich mitkommen?“

„Einen Augenblick verzog Elena mit der Antwort; dann sah sie Carmela Soro an.“

„Nein!“ sagte sie.

„So will ich hier oben warten bis du kommst — und wenn es wieder Tag werden sollte, ich will doch warten!“ rief Narda.

„Ja! Vielleicht habe ich dich nötig.“

Dann zog Elena den Fiel mit Carmela Soro durch das Fessentor, eine kurze schmale Bergenge entlang — draußen lehnte Antonio Soro's armes graues Haus in den Steinen. Er hatte, wie er heimgekommen war, dem Mantel den Rücken abgenommen und ihn in das Gras geworfen. Dann hatte er sich zum Schloße hingelagert und hörte nicht, wie Elena mit seinem Weibe anlangte.

„Antonio!“ schrie ihn Elena an und stieß ihn mit dem Fuße.

Aber da geschah etwas ganz Unerhörtes. Als die Berge nicht zu Mohammed kommen wollten, ging Mohammed zu den Bergen. Und so hat sich Mohammed V. zu den Herren der weißen Berge aufgemacht. Er bringt den aufständischen Albanesen als bestes Reisegeheimt Amnestie und eine ansehnliche Summe zur Durchführung von Kulturarbeiten. Das wird mehr als alle Noten zur Beruhigung beitragen und der König des kleinen Montenegro muß sich damit begnügen, weiter blutige Dramen zu schreiben, als sie auf den Schlachtfeldern des Balkan in Wirklichkeit zu inszenieren. Bedenklicher sieht es schon mit dem internationalen Seemannsstreik aus. Aber es wäre hier ja das naturgemäße, wenn er ins Wasser fällt. Vielleicht wählt man sich Casiro zum Generalkommissar des Aufstandes, der jetzt wie der steigende Vollandier gespenstig im westindischen Archipel kreuzt.

Deutschland und seine Wohnungsfrage.

Leipzig, 14. Juni.

Sieben Jahre sind in's Land gegangen, seit in Frankfurt a. M. der erste deutsche Wohnungskongreß tagte. Eine sehr bunte Gesellschaft fand sich damals zusammen um der Frage der Wohnungsnot und der Wohnungsreform ernsthaft nachzudenken. Und wenn bei den Debatten selbst noch eine gewisse Unsicherheit und Unklarheit sich zeigte in Bezug auf die Beurteilung des Problems selbst, so klarg die öffentliche Schlussversammlung, in welcher der Arzt und der Pfarrer, der Alkoholgegner und der Sozialpolitiker zu Wort kam in den einstimmigen Ausruf aus: Wir leiden, weil wir schlecht wohnen!

Nun ist eben in Leipzig der 2. deutsche Wohnungskongreß zu Ende gegangen. An innerer Geschlossenheit stand er weit über dem Frankfurter Kongreß und über die Fragestellung selbst war man durchaus einig: Es gibt große Wohnungsnot und es sind Maßnahmen dringend geboten. Unter zahlreicher Beteiligung von Regierungen und Städten, von sozialen Vereinen und Vertretern der Wissenschaft ging der Kongreß vor sich und man kann ihm das Zeugnis erufen und fleißiger — und wir wollen es hoffen — auch fruchtbringender Arbeit nicht verjagen. Die Leitung lag in den Händen des Grafen v. Posadowsky, der den Kongreß, nach einer glänzend verlaufenen Begrüßungsversammlung am Sonntag Abend, am Montag mit einer trefflichen Rede eröffnete. Wer wie er mit klarem Blick und scharfem Verstand diese Dinge sieht und verfolgt, der kennt die einschneidenden Wirkungen dieser Uebelstände und für den steht die Arbeit um ihrer selbst willen als unweigerliche Pflicht klar vor Augen. Laßt uns Gutes tun und nicht müde werden, das war der Appell an die Versammlung, mit der seine wirksame Eröffnungsrede schloß. Dann brachte der erste Tag eine Reihe von trefflichen Referaten über das was die Gemeinden in dieser Sache tun können und darum tun müssen.

Stadtsyndikus Dr. Sandmann-Mannheim behandelte „Die Bodenfrage und Bodenpolitik in großen und kleinen Orten“. Man müsse neben Verbesserung der alten und zweckmäßiger Anlage neuer Wohnquartiere vor allem auch billigen, häuslichen Anliehungsboden beschaffen durch Vermehrung des Angebots von baureifem Gelände. Hierbei müsse durch Ankauf von Land, durch Eingemeindung, durch Erschließung von baureifem Gelände, Verkehrswegen etc. nachgeholfen werden. Und notwendigerweise müsse man auf Schaffung eines brauchbaren Reichsenteignungs-gesetzes drängen. Die Frage der Kreditbeschaffung, des Darlehens gehören ebenfalls in diesen Kreis herein als Aufgabe der Gemeinden und es müssen die noch fehlenden gesetzlichen Unterlagen und Normen durch Gesetzgebung und Verwaltung in sozialer Weise geschaffen werden.

Diese Frage wurde dann gleich weiterbehandelt durch Stadtrat Dr. Kuppe-Frankfurt a. M. der untersuchte,

was die Behörden durch Bebauungspläne und Bauordnungen zur Schaffung gesunder und billiger Wohnungen beitragen können? Bebauungspläne bilden die Voraussetzung für die Ausschließung des Gebäudes. Und um die Preissteigerung des Bodens zurückzuführen, sei möglichst gleichzeitig der Plan für das ganze Stadtgebiet zu schaffen. Bei den Bauordnungen sei zu berichten, daß die härtere bauliche Ausnutzung den Bodenpreis steigern und damit zu teureren Mieten führen. Hier sei auf preiswerte Wohnung in erster Linie zu sehen. Es müsse ein Unterschied gemacht werden zwischen Villenvierteln, Wohnvierteln und Geschäftshäusern etc. Wohn- und Schlafräume im Kellergehoß seien unter allen Umständen zu verbieten. Die baulichen Erleichterungen kommen häufig nicht in einer Verminderung der Wohnpreise sondern in steigenden Bodenpreisen zum Ausdruck. Diese Verbilligung sei eigentümlich bei gemeinnützigem Wohnungsbau garantiert, weil hier jedes Erwerbsinteresse fehle.

Im Anschluß daran behandelte ebenfalls ein Frankfurter Stadtrat, Dr. Heilbrunn, die öffentlich rechtliche Regelung der Ausschließung von Baugelände nach wirtschaftlichen Gesichtspunkten. Die privatrechtliche Stellung des Bodens habe diesen viel zu sehr zu einer bloßen Handelsware gemacht, die den vernünftigen Gebrauch zu Wohn- und Arbeitszwecken sehr erschwere. Umso mehr, als infolge mangelhafter Rechtsnormen die freie Konkurrenz hier vielfach ausgeschaltet sei. Hier sei eine Reihe von Maßnahmen geboten. Vor allem Erhaltung der Selbstverwaltungskompetenzen der Gemeinden, Einschränkung eines Rechtes auf Fingstlinienfestsetzung und straßenbaugesetzliche Umgrenzung der über die baulichen Anforderungen hinausgehenden Ansprüche der Gemeinden bei Neuan siedelung und Bauerlaubnis-Differenzierung der Anforderungen an den Straßenbau (Kleinwohnungsbezirk), Entlastung der Kleinwohnungen bei Straßenbauten. Grundmäßig sei sodann zu erwägen, ob nicht mehr als bisher der Warencharakter des städtischen Bodens gemildert werden könne, durch Erbbaurecht und dergl.

Als letzter Redner des ersten Tages besprach dann noch Professor Dr. Stein-Frankfurt die öffentlichen Körperschaften als Terminunternehmer. Die Städte seien vielfach bei der Bodenbeschaffung stehen geblieben, ohne denselben einer sinngemäßen und förderlichen Nutzung zuzuführen. Hier müsse aber mit einer weisen Beschränkung der Demokratie in der Verwaltung (mit Bezug auf Öffentlichkeit) vorgegangen werden. Man müsse Boden beschaffen und soll wieder Boden verkaufen an Bauwüste, aber man müsse auch freiwillige und zwangweise Zusammenlegung von Grundstücken herbeiführen. Und auch die gemeindliche Kreditbeschaffung dürfe nicht aus dem Auge gelassen werden.

An dieser Stelle legten dann die Referate des zweiten Tages ein. Prof. Dr. Wuttke-Dresden sprach als erster über die Finanzierung der Bautätigkeit in großen und kleinen Orten. Die Frage der ersten Hypothek sei befriedigend gelöst durch das private Kapital. Die Beschaffung einer zweiten Hypothek dagegen sei sehr viel schwieriger und führe zu großen Uebelständen. Die Notlage werde oft in geradezu wucherischer Weise ausgebeutet und es müßten manchmal Verzinsungen bis zu 14 Prozent gezahlt werden. Das verteuere einmal die Baukosten ganz erheblich und habe sodann beim Kleinwohnungsbau den soliden Bauunternehmer fast vollständig verdrängt. Hier müssen die Städte entweder als direkte Geldgeber oder als Garant gegenüber Geldinstituten eintreten. Sie können dann auch auf Art und Umfang des Baues im Anschluß in Bedarf gesundheitliche und ästhetische Forderungen etc. einwirken und tragen zudem auch zur Sicherung der Bauforderungen wesentlich bei. Als zweites Referat zu derselben Sache sprach dann noch Landesbankrat Raupach-Wiesbaden. Er stellte den jährlichen Kreditbedarf für den Wohnungsbau auf 1500—2000 Millionen fest und wehrte sich energisch gegen ein Bestreben, das die Sparfassen verpflichten will, mehr Geld in Staats-

leben hinter den Felsen sehr rasch gefunden und es schien, als sei sie mit Erfolg beflissen, es in Gleichgültigkeit und Trägheit dem Antonio nachzutun.

Elena legte die Kinder — es war ein Pärchen — nacheinander in den kupfernen Kessel, den sie mit lauwarmem Wasser gefüllt hatte, und wusch sie. Weder das Mädchen, noch der Junge gaben dabei einen Laut von sich. Carmela hatte es nicht für nötig gehalten, für kleine Wäsche zu sorgen, — nachend und freestrot lagen die Bewegungen alsbald in einem Weidenkorbe, von dem der Densel sich gelöst hatte. Früher hatte ihn Antonio in die Reihe der Oliven gehängt, wenn er im Herbst erntete. Elena hatte Frachs in den Korb gebreitet und die weiche Külle mit einem Stück Pinnen überdeckt. In dieser Lage lagen sie nun nebeneinander und — schliefen. Natürlich schliefen sie. Weder das eine noch das andere hatte das neue Dasein mit einem Schrei begrüßt.

Darüber wunderte sich selbst Antonio Soro, dem draußen auf der Schwelle der berufende Einfall gekommen war: die Madonna werde ein Einsehen haben und die Kinder sterben lassen.

Die Ueberzeugung von dieser zu erwartenden Gnade der Dimmelmutter erfüllte ihn schon ganz und gewiß und er erhob aus der Trummerung ein Paar sehr traurige Augen zu Elena Trama.

Fortsetzung folgt.

— Aus der „Jugend“. Meine Frau kann das Eheleben nicht lassen, so sehr ich mich auch über diese Manie schon geärgert habe. Da unlängst finde ich auf ihrem Schreibtische einen Brief, an eine heiratungs-alte Jungfer, worin sie über einen passenden, wohl nicht mehr jungen, aber noch ganz reputierlichen Junggesellen berichtet und auch dessen Photographie beifügt. Soll Mut werfe ich das Bild in den Ofen, fiede an besten Stelle ein Brustbild von Moriz, dem berühmten Affen aus dem Kolosseum, in den Brief und gebe selben auf. Nach fünf Tagen zeigt mir meine Frau, triumphierend über ihren Erfolg, das Antwortschreiben, worin es hieß: „Liebe Freundin! Ich wäre ganz einverstanden. Wenn der Herr auch nicht gerade häßlich ist, so sieht er doch tiefig vornehm aus...“